

Von Ungeheuern trächtig

Die neue Völkerwanderung – und unsere Schwierigkeiten, damit angemessen umzugehen. Von Hans Christoph Buch

Mit dem gegenwärtigen Ansturm der Flüchtlinge schlägt die Stunde der Populisten von hüten und drüben. Aber es gibt für die gewaltigen Probleme keine einfachen Lösungen und schon gar keine widerspruchsfreien.

Was Europa derzeit erlebt, ist eine veritable Völkerwanderung, denn anders als beim Einfall der Gallier, die durch schnatternde Gänse aus Rom vertrieben wurden, sind es Zehntausende, die an den Küsten des Mittelmeers stranden – Tendenz steigend: Bürgerkriegsopfer aus West- und Ostafrika, dem Nahen und Mittleren Osten, die vor dem Terror von Boko Haram, al-Shabab oder IS fliehen; Syrer, Somalier und Eritreer auf der Flucht vor menschenverachtenden Regimen und auf der Suche nach einem menschenwürdigen Leben. Die Unterscheidung von Kriegsflüchtlingen und internen Vertriebenen, Armutsemigranten und Wirtschaftsimmigranten wird zur akademischen Spitzfindigkeit, ja zum Zynismus angesichts von Männern und Frauen, die mit Kindern im Arm Stacheldrahtzäune überklettern in Melilla oder Calais, von Polizisten mit Knüppeln geschlagen und mit Reizgas besprüht oder, wenn sie Pech haben, tot auf Lampedusa angespült werden.

Ratlosigkeit

Die in Sonntagsreden beschworenen Menschenrechte gelten nicht oder nur mit Einschränkungen für das, was an den Grenzen der EU passiert, die quer durch unsere Wohnzimmer verlaufen, denn Schengen ist kein realer, sondern ein virtueller Ort, und Europa versucht die Quadratur des Kreises, wenn es gleichzeitig aufnehmen und abschieben will, möglichst im selben Atemzug. «Der Weltkreis ruht, von Ungeheuern trächtig»: Dieser Vers von Goethe fällt mir ein, wenn von neuen Bedrohungen die Rede ist wie den Huthi-Rebellen in Jemen, die bis vor kurzem nur Eingeweihten bekannt waren. Dabei gibt es im Zeitalter der Globalisierung keine fernen Länder und entlegenen Inseln mehr, die Welt ist zusammengerückt, und wenn, wie es im «Faust» heisst, «hinten, weit, in der Türkei die Völker aufeinanderschlagen», sind die Opfer über kurz oder lang in den Fussgängerzonen von Wolfsburg oder Weimar anzutreffen.

Was tun? Ich bin so ratlos wie die Leser dieser Zeilen, weil es kein Patentrezept gibt: Die einander ausschliessenden Alternativen «Grenzen dicht, Ausländer raus» und «Alle hereinlassen, Grenzen auf» sind nicht nur weltfremd, sondern impraktikabel noch dazu. Dass die Befürworter unbeschränkter Aufnahme meist in grünen Vorstädten oder

gentrifizierten Stadtvierteln wohnen, wo es ausser italienischen Gastwirten kaum Ausländer gibt, sei nur am Rande vermerkt. Andererseits hat der Rechtsruck der Alternative für Deutschland (AfD) den zum Dialog bereiten Christlich- und Sozialdemokraten klargemacht, wie viel dumpfer Unmut sich auch in gemässigten Kreisen aufgestaut hat. Trotzdem ist es falsch, die Pegida-Anhänger mit Neonazis in einen Topf zu werfen, obwohl die Gewalt, die sich in Brandanschlägen gegen Flüchtlingsheime entlädt, unübersehbar geworden ist.

Dass das Problem nicht erst von heute datiert, zeigt ein wenig bekanntes Kapitel der Migrationsgeschichte, über das kein Geringerer als Daniel Defoe, der Autor des Robinson-Romans, eine Artikelserie schrieb, die im Sommer 1709 unter dem Titel «The Poor Palatines» als Buch erschien. Am Stadtrand von London lebten damals 13 000 Pfälzer, die, Aufrufen zur Auswanderung folgend, über Rotterdam nach England gekommen waren und vergeblich auf ihre Einschiffung nach Nordamerika warteten. Zu den Besuchern des Zeltlagers, in dem sie hausten, gehörte Daniel Defoe, der Sympathie für die Flüchtlinge zu wecken versuchte, indem er sie zu Opfern religiöser Verfolgung durch das «papistische» Frankreich erklärte – wider besseres Wissen, denn die Pfälzer waren Armutsemigranten, die nicht vor Unterdrückung, sondern vor Hungersnöten flohen – viele von ihnen waren selbst katholisch. Anfangs wurden die Flüchtlinge noch als Kuriosität bestaunt, später rotteten Anwohner sich zusammen, um sie aus ihren Zelten zu vertreiben, die als unhygienisch oder als Sicherheitsrisiko galten.

Während Daniel Defoe für unbeschränkten Zugang plädierte, brachte Jonathan Swift die Gegenposition auf den Punkt: Es wäre besser gewesen, gut ausgebildete Fachkräfte nach England zu holen als bettelarme Greise, Frauen und Kinder, die der Regierung auf der Tasche lägen und Einheimischen Jobs wegnähmen. So gab es schon im frühen 18. Jahrhundert Debatten über Pro und Contra ungehinderter Migration, und die Argumente beider Seiten sind sich gleich geblieben. Ein Teil der Pfälzer kehrte nach Hause zurück, andere verschlug es nach Irland, wieder andere gelangten nach Nordamerika, unter ihnen ein Knabe, den seine Eltern zu Irokesen in die Lehre gaben und der als «Lederstrumpf» in die Literatur einging. (Sein richtiger Name war Hartmann, und seine Geburtsstadt Edenkoben hat ihm ein Denkmal gesetzt.)

Humanitäre Katastrophen, Flüchtlingsströme, unerwünschte Ausländer, Schmarotzer des Sozialstaats – die Sprache bringt die hinter den Wörtern lauende Unmenschlichkeit an den Tag. Doch die gelungene Integration der Vertriebenen aus deutschen Ostgebieten (und später aus der DDR) in die Bundesrepublik taugt als Gegenbeispiel nur be-

dingt, denn die Erfolgsgeschichte war nur möglich, weil sie mit dem westdeutschen Wirtschaftswunder zusammenfiel. Ich erinnere mich noch, was für Vorurteile den Flüchtlingen entgegenschlugen, die schlecht gekleidet waren, unverständliche Dialekte sprachen, nach Zwiebeln oder Knoblauch rochen und, gegen den Willen der Ortsansässigen, Wohnraum und Arbeitsplätze zugewiesen bekamen. Ähnliche Vorbehalte brachte man italienischen, griechischen und jugoslawischen Gastarbeitern entgegen, aber auch sie waren im Zeichen der Vollbeschäftigung nach ein, zwei Generationen integriert – mit einer Ausnahme: Muslimische Einwanderer tun sich schwer mit Europa und Europa sich mit ihnen, trotz wechselseitiger Beteuerung des Gegenteils. Dies umso mehr, wenn die Zuzüger, durch Krieg und Vertreibung traumatisiert, aus fremden Kulturen stammen, deren Verhaltenskodex sich auch Gutwilligen nur schwer erschliesst.

An die Stelle der «Willkommenskultur» – ein Unwort, hinter dessen freundlicher Fassade sich aggressive Abwehr verbirgt – tritt der lange Marsch durch bürokratische Institutionen. Und anders als in der Antithese von Hütte und Palast ist der Arme des Armen schlimmster Feind – nicht der Bessergestellte, der durch Geldspenden sein Gewissen beruhigt und Kuchen für Asylsuchende bäckt. Dabei denke ich nicht bloss an Nachbarn und Anwohner, die in prekären Verhältnissen leben und Neuankömmlingen die Almosen missgönnen, die der Staat ihnen gewährt – oft sind die Vertriebenen sich gegenseitig nicht grün. Christen und Muslimen, Schiiten und Sunniten, Buddhisten und Hindus fällt das Zusammenleben schon unter normalen Umständen schwer, in der drangvollen Enge eines Flüchtlingscamps aber kommt Rassismus hinzu, der den Alltag zur Hölle macht. Und als wäre das nicht genug, sind die zuerst Eintreffenden, sobald sie sich eingerichtet haben, sauer auf später Zugezogene, die ihnen die Butter vom Brot nehmen und sie um vermeintliche Privilegien beneiden.

Neid und Vorurteile

Nach dem Erdbeben vom 12. Januar 2010, das allein in Port-au-Prince 250 000 Tote forderte, herrschte ein unbeschreibliches Chaos auf Haiti: Das in einem Hochhaus befindliche Hauptquartier der Vereinten Nationen war eingestürzt, und Blauhelmsoldaten suchten in den Trümmern nach vermissten Kameraden, während der Staatschef am Flughafen Bier trank und Hilfsflüge nicht landen konnten, bis US-Militär das Kommando übernahm und die Nothilfe koordinierte. Obdachlose kampierten auf dem Marsfeld neben dem zerstörten Präsidentenpalast, und die Armen rückten den Reichen näher als je zuvor: Slumbewohner errichteten Zeltstädte im Nobelvorort Pétion Ville, Gestank aus Latrinen wehte durch von Entwicklungshelfern und Diplomaten frequentierte Restaurants.

Ärztliche Hilfe war kostenlos, und im Trümmerbeseitigungsprogramm «Cash for Work» war die Bezahlung höher als der gesetzliche Mindestlohn. Angebliche Erdbebenopfer, so hiess es alsbald, liessen andere für sich arbeiten, Rowdys würden die Toiletten mit Müll verstopfen, weil sie den Klofrauen den Lohn missgönnen, und die Zeltlager seien Brutstätten von Gewalt und Prostitution. Erst Jahre später gelang es der Regierung mit guten Worten und viel Geld, die Besetzer umzusiedeln auf Brachland ausserhalb der Stadt, wo sie ohne

Wasser und Elektrizität in von der Sonne aufgeheizten Wellblechhütten vegetieren und sich zurücksehnen nach den Zeltstädten in Port-au-Prince.

Ich widerstehe der Versuchung, noch einmal Goethe zu zitieren («Soll er sich ein Häuschen bauen? / Soll er unter Zelten leben? / Selbst die festen Felsen beben»), und weise darauf hin, dass Vorurteile gegen Migranten in allen Gesellschaftsschichten verbreitet sind, auch unter Migranten selbst: Der Slogan «Das Boot ist voll» gehört zum Standardrepertoire populistischer Demagogen jeder Couleur und Herkunft.

Der Schriftsteller **Hans Christoph Buch** lebt in Berlin. Sein Roman «Baron Samstag» und der Essay «Boat People – Literatur als Geisterschiff» erschienen in der Frankfurter Verlagsanstalt.